

Innensichten. Über Krankheiten der Seele

Zu Beginn des Jahres 2014 weckte die Veranstaltungsreihe „Innensichten. Über Krankheiten der Seele“ des Deutschen Hygiene-Museums Dresden in Kooperation mit dem Institut für Klinische Psychologie und Psychotherapie der TU Dresden und der Sächsischen Landesärztekammer ein besonders großes Besucherinteresse.

In einer Reihe von sieben Veranstaltungen kamen Betroffene zu Wort, die ihre Erfahrungen mit der Diagnose einer psychischen Erkrankung und ihren Weg zur Heilung oder zu einem neuen Leben mit der Erkrankung künstlerisch verarbeitet haben. Ihre Erfahrungen stellten sie in ihren Kunstwerken und im Gespräch mit einem Arzt oder Therapeuten vor. Die Veranstaltungen waren mit insgesamt 1.490 Teilnehmern sehr gut besucht.

In der Eröffnungsveranstaltung am 9. Januar fragten Prof. Dr. phil. habil. Hans-Ulrich Wittchen, Direktor des Instituts für Klinische Psychologie und Psychotherapie der Technischen Universität Dresden, und Prof. Dr. Dipl.-Psych. Thomas Bock, Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf, unter dem Titel „Werden wir alle verrückt?“ nach der Entwicklung und Wahrnehmung psychischer Erkrankungen.

Prof. Dr. Wittchen, der seit mehr als zehn Jahren anhand großer Bevölkerungsstudien die Verbreitung psychischer Störungen in Europa verfolgt, beschrieb zunächst die definitorischen und diagnostischen Schwierigkeiten bei der Betrachtung solcher Störungen. So kennt man beim Versuch der Einordnung im Gegensatz zur somatischen Medizin meist nicht die Ursache, sondern nur Verlauf und Eigenschaften. Und auch die mit dem einheitlichen Diagnosesystem (aktuell: DSM 5) erreichte bundesweite Einheitlichkeit bei den Störungsbezeichnungen verhindert nicht, dass eine diagnostizierte psychische Krankheit somit eigentlich



Prof. Dr. phil. habil. Hans-Ulrich Wittchen
© Oliver Killig

nicht mehr ist als das Erfüllen bestimmter wissenschaftlicher Kriterien, die sich im Laufe der Zeit auch ändern.

Die im Zentrum der ersten Veranstaltung stehende Frage nach der – medial oft attestierten – Zunahme psychischer Störungen beantwortete Prof. Dr. Wittchen anhand der ausgewerteten Studien übrigens eher mit nein. Festsustellen ist aber in jedem Fall eine gestiegene Wahrnehmung dafür, die nicht zuletzt aus einer höheren Bereitschaft resultiert, sich Hilfe zu suchen, und aufgrund der besseren Möglichkeiten eine Behandlung zu finden. Prof. Dr. Bock, der stärker die anthropologische Dimension psychischer Erkrankungen im Fokus hat, stimmte dem grundsätzlich zu. Doch auch wenn die eigentlichen Störungen nicht wirklich zunehmen, gab er kritisch zu bedenken, dass die Behandlungszunahme eventuell auch durch die Ärzte ausgelöst wird, die vielfach der Macht des Marktes unterliegen.

In seiner für die Diskussion sehr anregenden Funktion als Antipode zum empirisch-statistisch argumentierenden Dresdner Wissenschaftler, stellte Prof. Dr. Bock nicht nur die Sinnhaftigkeit eines Diagnosemanuals in Frage, wenn es eine länger als zwei Wochen andauernde Trauer als neue Krankheit definiert. Mit dem Hinweis auf das deutliche Mehrangebot an Psychotherapeuten in reichen Gegenden machte er auch die soziale Komponente beim Umgang



Prof. Dr. Dipl.-Psych. Thomas Bock
© Oliver Killig

mit psychischen Störungen deutlich. Sein Plädoyer galt der Sensibilisierung für Abstufungen bei den Störungsbildern und einer vorsichtigeren Zuweisung der Begriffe.

Interessant waren zum Ende auch die Einblicke in die aktuellen Entwicklungen im Umgang mit psychischen Erkrankungen. Für Prof. Dr. Wittchen sind es vor allem Angebote der Früh-Intervention, die er für immer wichtiger hält. Prof. Dr. Bock hingegen machte unter dem Stichwort recovery auf einen Trend aufmerksam, der eine Vorstellung von „gesund mit Krankheit“ vertritt und den Patienten hilft, mit einem Tick zu leben, anstatt ihn unter stark medikamentöse Behandlung zu setzen. Auch Angebote wie die „Peer-Beratung“, bei der Betroffene anderen Betroffenen helfen, passen in diese neue Vorstellung einer sinnvollen Behandlung.

Die zweite Veranstaltung hatte am 16. Januar eine Lesung mit Gespräch zum Thema bipolare Störung zum Inhalt. Der Dramaturg und Autor Sebastian Schösser las aus seinem Buch „Lieber Matz, dein Papa hat 'ne Meise!“ und diskutierte mit Dr. med. Thomas Stamm, Leiter des Bereichs Bipolare Störungen, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Charité-Universitätsmedizin Berlin, über seine Erfahrungen mit der Krankheit.

In der Lesung beeindruckte besonders die enorm dynamische Schilderung einer manischen Phase des

Theaterdramaturgen kurz vor der Premiere seines Stücks in Berlin. Im Gegensatz zum eigentlich ernsten Thema der Veranstaltung sorgten die teilweise abstrusen Berichte des selbsterlebten Größenwahns im Publikum durchaus für gute Stimmung. In der Diskussion mit Dr. Stamm kamen dann aber auch die düsteren Aspekte der bipolaren Störung, die ja aus dem Wechsel von manischer Phase und Depression besteht, in den Blick. So weist diese Störung eine der höchsten Mortalitätsraten unter den psychisch Erkrankten auf. Auch die Wahrscheinlichkeit für andere – somatische – Erkrankungen ist sehr hoch.

Die Diagnosestellung geschieht auch bei bipolaren Störungen rein klinisch, wobei die Depression leichter erkennbar ist als die manische Phase. Das kann auch zu Fehldiagnosen führen, da bei der Ausprägung der bipolaren Störung II die manische Phase diskreter verläuft. Die Gefahr ist dann, dass eine als Depression diagnostizierte Krankheit behandelt wird, obwohl eine bipolare Affektstörung vorliegt.

Dr. Stamm machte in diesem Zusammenhang deutlich, dass es für den Behandlungserfolg grundlegend sei, dass Einweisung und Therapie zwangsfrei geschehen. Die medikamentöse Behandlung erster Wahl ist immer noch Lithium. Dieses schlägt bei etwa einem Drittel der Patienten mit bipolarer Störung I so optimal an, dass Sie sich selbst wie früher fühlen und auch auf ihr Umfeld so wirken. Deutlich machte sich der Berliner Arzt für ambulante Formen der Behandlung stark. Die stationäre Behandlung hält er – außer bei Eigen- und Fremdgefährdung – eher für ungünstig was die Arzt-Patient-Beziehung und die angestrebte Wiederteilnahme am Alltag betrifft.

Die gute Botschaft lautete, dass ein störungsfreies Leben für Betroffene möglich sei. Voraussetzung ist dabei allerdings das Vorhandensein stabiler privater Netzwerke. Mit einem Augenzwinkern gab Dr. Stamm am Ende zu verstehen, dass die Krankheit nicht, wie viele glauben, zur Genialität befähige, musste aber auch eingestehen, dass Betroffene ihre krea-



Blick in den gut gefüllten Zuhörerraum. Rund 1.500 Gäste besuchten die Veranstaltungsreihe.

© SLÄK

tiven Potenziale in vielen Fällen besser abrufen können als „Gesunde“. Am dritten Vortragsabend wurde der Film „Zivot heißt Leben“ – Leben mit der Diagnose Schizophrenie gezeigt. Egal wie die Diagnose lautet, Gesundung ist möglich! Ein Mutmacher-Film! „Zivot heißt Leben“ ist der Abschluss eines sechsjährigen Projektes zwischen dem Leipziger Verein „Irrsinnig Menschlich“ und der Patientenorganisation Integra in Michalovce, einer kleinen Stadt im Osten der Slowakei. Dort haben beide Partner die erste internationale Medienwerkstatt für Menschen mit psychischer Erkrankung aufgebaut. Diese ganz neue Arbeit ermutigte Milan, Martinka, Lubomir, Lenka und Imrich sich zu öffnen und sehr persönliche Einblicke in ihr Leben zu geben. Anstelle finanzieller Mittel ist der innere Reichtum die Ressource der Integration. Weg vom Krankenhaus und Heilanstalten, Integration in den Arbeitsprozess, statt Vorwürfe mehr Akzeptanz und Mitgefühl sowie Annahmen von Hilfen zum selbstständigen Leben war der Tenor des Films. Die Initiatoren dieses filmischen Projekts MUDr. Pétr Nawka, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, und der Filmemacher Norbert Göller, die dieses Projekt begleiteten, standen den Besuchern der Abendveranstaltung nach Filmende zur Diskussion zur Verfügung.

Patient Peter Schneider erzählte über seine Erfahrungen mit der Diagnose Schizophrenie und wie er heute rela-

tiv beschwerdefrei sein Leben mit einer festen Arbeit und selbst Autofahren in den Griff bekommen hat.

Die Krankheit kann in jedem Lebensalter beginnen. Am häufigsten fällt die erste akute Krankheitsepisode aber in die Zeit zwischen 18. und 35. Lebensjahr. Männer erkranken im Durchschnitt etwas früher als Frauen. Die meisten Ersterkrankungen treten bei Männern zwischen 20 und 25 Jahren auf, bei Frauen zwischen 25 und 30 Jahren.

Unter dem Titel „Sonnengrau. Ich habe Depressionen – Na und?“ ging die Veranstaltungsreihe am 30. Januar ihrer Suche nach den Innensichten psychisch Erkrankter wieder über das Medium Literatur nach. In einer Lesung der freien Journalistin und Autorin Tanja Salkowski aus ihrem titelgebenden Buch ging es um die eigene Auseinandersetzung mit der Diagnose Depression und ihren Kampf gegen die Stigmatisierung und Ausgrenzung von depressionserkrankten Menschen. Vertieft und um medizinisches Fachwissen erweitert, wurden diese Erfahrungen dann im Gespräch mit Prof. Dr. Isabella Heuser, Direktorin der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Charité-Universitätsmedizin Berlin.

War es eben noch der Zugang über das Beschreiben der eigenen Erfahrungen, widmete sich die fünfte Veranstaltung der Reihe „Innensichten“ dem Medium der Bildenden Kunst. Martin Beier stellte am 5. Februar unter dem Titel „Woher regnen die



Diskussionsrunde mit Prof. Dr. rer. medic. Franziska Einsle, Moderator Dr. Frank Hiddemann und Frau Julia Eichler zum Thema „Angststörungen“ (v.l.) © SLÄK

Bilder?“ seine Bilder vor und sprach mit der Kunsttherapeutin Katrin Neumann und Prof. Doris Titze, die den Studiengang Kunsttherapie an der Hochschule für Bildende Künste in Dresden leitet, über sein Leben mit Autismus. In gewohnter Weise wurden die kunsttherapeutischen Gespräche erweitert um den medizinischen Zugang zu dieser Entwicklungsstörung. Hier war es diesmal Dr. Katja Albertowski, die als Oberärztin der Klinik und Poliklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und -psychotherapie am Universitätsklinikum Carl Gustav Carus ihre klinischen Erfahrungen sowie aktuelle Therapie-Entwicklungen schilderte.

„Fressen Lieben Kotzen“ am 11. Februar widmete sich dem Thema Essstörung über ein Theaterstück von Cornelia Gellrich. Das unter der Regie von Clara Helfmann entstandene Stück der Theatergruppe Panoptischau beeindruckte durch eine kraftvolle Umsetzung der zentralen Themen wie Liebesentzug, Sehnsucht nach Anerkennung, krankhafte Körperfixierung, Kindheits-trauma, Ekel und Autoaggression. Im Gespräch mit Silvia Wolff-Stephan, leitende Psychologin der Klinik und Poliklinik für Psychosomatik und Psychotherapie am Universitätsklinikum Carl Gustav Carus der Technischen Universität Dresden, und drei betroffenen jungen Frauen ging es danach um die Ausprägungen, Therapieformen und Heilungschancen der Krankheit. So erfuhren die Zuhörer, dass es neben den drei aner-

kannten Hauptstörungsbildern – Anorexie, Bulimie und Binge-Eating-Störung – verschiedene weitere, weniger erforschte, Formen gibt. Hierzu zählt etwa die Orthorexie, bei der es um ein krankhaftes Gesundes-Essen, ein fast religiöses Konzeptessen oder Weglassen des Essens geht. Frau Wolff-Stephan machte deutlich, dass es sich bei Anorexie und Bulimie tatsächlich um schwere chronische Krankheiten handelt, die beide tödlich enden können. Die Langwierigkeit und Schwere der Störungen bedingen, dass es keine einzelne Therapie als Lösung gibt. Die Psychologin bevorzugt eine Kombination aus Körpertherapie, Kunsttherapie und Familientherapie, wobei im Zentrum und am Anfang einer erfolgreichen Therapie ein striktes Essprogramm mit Lockerung bei Zielerreichung steht, welches die Eigenverantwortung für den Umgang mit der Krankheit erhöht. Die Ursachen für eine Essstörung findet man wie bei so vielen anderen psychischen Erkrankungen in einer Mischung aus bio-psycho-sozialen Komponenten. Auslöser ist jedoch oft eine Schwelensituation wie die der Pubertät. Besonders wichtig ist Frau Wolff-Stephan auch eine strukturierte Nachsorge mit regelmäßigen Gesprächen und Kunsttherapieangeboten. Ziel muss es sein, dass die Patientinnen und Patienten – immerhin sind zehn Prozent der Betroffenen männlich – wegkommen von der Fixierung auf Essen und einfach wieder Freude am Leben empfinden können.

Die gesamte Veranstaltungsreihe über waren es besonders die Erfahrungsberichte Betroffener, die den Zuschauer so nah an das Leben mit den verschiedenen Störungsbildern ließen. Auch in diesem Fall beeindruckten die Berichte der jungen Frauen, die sich einig waren, dass sie die Krankheit als solche ab dem Zeitpunkt wahrnahmen, als ihr Tagesablauf durch die Essstörung so eingeschränkt war, dass alles sich unternormet oder der Arzt durch Krankenschreibung eine deutliche Zäsur setzte. Dr. Hiddemann, der die Veranstaltung wieder feinsinnig moderierte, brachte zum Schluss die nicht immer einfach Erkenntnis auf den Punkt, dass man niemandem helfen kann, der es nicht auch selbst will. Das Thema Angststörungen bildete den Abschluss der Reihe zu psychischen Erkrankungen. Angststörungen gehören zu den häufigsten psychischen Erkrankungen, rund 15 Prozent der Bevölkerung sind davon betroffen. Wie man sie bewältigen kann, schilderte die Psychologin Prof. Franziska Einsle, die Selbstporträts von Menschen mit Angststörungen vorstellte. Am Beispiel von Filmen Betroffener im Internet wurden Krankheitsbilder und Auswege mit Frau Prof. Franziska Einsle, Gera, diskutiert. Welche Behandlungsmöglichkeiten Selbstzeugnisse und Gespräche mit den Betroffenen eröffnen, legte Prof. Dr. Franziska Einsle dar. Als Studiengangsleiterin Psychische Gesundheit und Psychotherapie SRH an der Fachhochschule für Gesundheit Gera ist die Psychologin mit den Besonderheiten verschiedener Angststörungen vertraut. Eine Patientin im Podium schilderte sehr authentisch den Beginn ihrer Angststörung mit 17 Jahren, die Odyssee durch mehrere Therapien mit dem Ergebnis, heute fast angstfrei zu leben, ihrem Beruf nachzugehen und eine Familie gegründet zu haben. Die rege Diskussion, die sich daraus mit den Zuhörern entwickelte, kennzeichnete die gesamte Veranstaltungsreihe.